

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

17.

Donnerstag, am 26. April 1849.

Liebe am Bach.

Lieder

von

Waldemar Schier.

1.

Widmung. — Treue Liebe.

Ist so flüchtig wie die Lieder,
Wie die Welle deine Liebe? —
Nein! Sie kehret immer wieder
Wie die Welle meine Liebe,
Wie die Welle und Libelle
Immer flüchtig sich bewegen
Aber auf derselben Stelle
Immer zu erscheinen pflegen,
So sind Wellen meine Lieder
Meine Liebe die Libelle
Und die Drei du stehst sie wieder
Immer auf derselben Stelle.

2.

Elfenfreude.

Die Hexen in der Walpurgisnacht
Die haben den Winter zu Grabe gebracht
Um Mitternacht!

In der ersten Stunde des Monat Mai,
Da ist's mit seiner Macht vorbei,
Der Frühling lächelt, allüberall
Auf Berg und im Thal
Entknoöpen sich Blätter und Blüten;
Da eilen wir Elfen lustiggeschwind
Die Frühlingskinderlein zu hüten
Mit kühlendem Thau
Oh' der Tag beginnt,
Dann lauten wir, tanzend im Mondenschein
Den wieder erwachenden Frühling ein!
Die Hexen in der Walpurgisnacht,
Die haben den Winter zu Grabe gebracht
Um Mitternacht!

Was ist des Deutschen Vaterland?

Von

Gustav Liebert.

Wer kennt nicht das Lied des alten Arndt?
Wem wären nicht jene Landschaftsbilder vor der
Seele vorübergezogen, der rebenumblühete Rhein,
die Möve, die über den Belt dahinzieht, der
wehende Sand der Dünen, und der Donau brau-
fende Wogen? — Was ist des Deutschen

Vaterland? sangen die Burschen in dem verriegelten Hinterflüßchen ihrer Kneipe, und schauten mit dem „Treue blickenden Auge“ auf das polizei-widrige schwarz-roth-goldene Band, unter dem „die Liebe warm im Herzen saß“; das, wackrer Deutscher, nenne Dein! also summten die gefangenen Demagogen vor sich hin und besahen sich die kahlen Wände ihres engen Kerkers; das ganze Deutschland soll es sein! so klang es donnernd von den Barrikaden im März des Jahres der Revolution 1848.

Wir deuteten bereits auf die Antwort hin, die Arndt auf jene Frage giebt. Er nimmt uns bei der Hand, führt uns durch alle deutschen Länder und Ländchen, zeigt uns ihre Herrlichkeiten und spricht: siehe, dies Alles gehört Dir, das ganze Deutschland nenne Dein! — Das zweite ist, daß er der „naturwüchsigsten“ Tugenden, der „Stammesvorzüge“ der „Germanen“ gedenkt, und sie zur Wahrung und Heilighaltung anempfiehlt.

Ist aber in Wahrheit das Vaterland nichts Höheres, als ein Complex von Landschaften, als der Inbegriff jener Bezirke, die vielfarbig gerändert auf der Karte von Deutschland verzeichnet stehen? Giebt es keinen höheren Stolz für den Deutschen, als das Bewußtsein der Vorzüge, mit denen ihn der Boden, auf dem er steht, die Luft, die ihn anhaucht, mit einem Worte die Naturbeschaffenheit seiner Heimath begnadet hat?

Wir meinen allerdings, daß es eine höhere Bedeutung des Vaterlandes und des Patriotismus gebe: es giebt ein ethisches Vaterland, während uns Arndt nur ein geographisches kennen gelehrt hat.

Es ist eine Wahrheit, daß die Natur der Geburts- und Lebensstätte Einfluß äußert auf die Entwicklung des Menschen nach der oder jener Richtung, daß sie die oder jene Fähigkeit vorzugsweise anregt, die oder jene Anlage aus dem Gesamtfond hervortreten läßt; es bestätigt sich dies bei Individuen und bei Völkern. Die Natur ist der erste Faktor für die Genesis der Nationalität; als zweiter tritt dazu die freundliche oder feindliche, flüchtige und dauernde Berührung mit andern Völkern und die daraus resultirende Wechselwirkung beider auf einander. Die Naturbeschaffen-

heit der Heimath bedingt mithin auch den Beruf eines Volkes, die Arbeit, welche dasselbe für die Weltgeschichte zu verrichten hat.

Eine Arbeit für die Geschichte hat jedes Volk; wir müssen aber zwischen Völkern unterscheiden, die außer ihrer Wirksamkeit für das Ganze, auch noch ein nationales Kulturziel erstreben, und zwischen solchen, die der Weltgeschichte nur einen Anstoß geben, dann aber verschwinden ohne eigene selbstständige Geschichte. Bei den letzteren bleibt der historische Beruf nur Naturdrang, instinktiver Trieb, bei den ersteren dagegen tritt die nationale Eigenthümlichkeit und die daraus erwachsende Lebensaufgabe in die Sphäre des Bewußtseins.

Dieses Bewußtsein ist das erste Moment des ethischen Patriotismus; aus dem klaren Kennen aber folgt das Beherrschen der naturwüchsigsten Volkseigenthümlichkeit. Damit das Volk in Wahrheit für sich da sei, gilt es die durch die vaterländische Natur bedingten Einseitigkeiten zu überwinden und durch bewußte, selbstthätige Nachholung des Versäumten den harmonischen, künstlerischen Abschluß des Volksgeistes zu erstreben. Dies ist das zweite Moment des ethischen Patriotismus.

Um dieses zweite Moment zu erobern, muß ein Volk sich freudig wissen als ein Glied des Ganzen; eine Nation muß die allgemeine Grundlage aller Menschen und Völker verstehen lernen, um das lückenhafte Nationale zur Fülle des Allgemeinen zu erweitern; — der Kosmopolitismus, der Humanismus ist die Bedingung des ethischen Patriotismus.

Dieser letztere ist der Geist, der heute unser Volk bewegt.

In Arndt's geographischem Liede freilich hat der Patriotismus in unserem Sinne seinen Ausdruck nicht gefunden. Es ist der Geist der „Befreiungskriege“, der in dieser „deutschen Marsseillaise“ lebt. Das humane Element war nur schwach in jenen sogenannten Freiheitskämpfen und Freiheitliedern gegenwärtig; hätte man sonst der Herrschaft „fremder Tyrannen“ sich entäußert, um die Gnade Gottes zu corrigiren, welche die „angestammten“ Fürsten im Stich gelassen hatte? Hätten sonst jene Schlachten nicht etwas Besseres

zeugen müssen, als eine schmale, ekle Restaurationzeit?

Wohl hatte der Deutsche jener Tage noch ein anderes Vaterland außer dem Erdboden, auf dem sein Haus gegründet war, — ich meine das Pantheon des deutschen Geistes, das Reich der Freiheit und der Humanität, das ihm deutsche Dichter und Denker erschlossen hatten. Allein um diese geistige Heimath zu verweltlichen, um jene Ideen in einem vernünftigen Staate, in einem ethischen Vaterlande lebendig zu machen, dazu bedurfte es einer längeren Arbeit, deren erstes Stadium die Befreiungskriege und die Lieder der gleichzeitigen Dichter ausfüllen. — Es mußte der erste Moment des sittlichen Patriotismus, der feste irdische Boden desselben gewonnen werden, — das Bewußtsein nemlich, überhaupt eine Nation, ein Ganzes mit bestimmten Eigenthümlichkeiten zu sein. Dieses Bewußtsein ist unbestreitbar durch die Befreiungskriege, durch den feindlichen Gegensatz gegen die Franzosen, durch die Lieder eines Körner, Schenkendorf und unseres Arndt geweckt und gefestigt worden. Als einer der Hauptträger des Inhalts jener Tage, mußte Arndt das osterwähnte Lied singen und in anderen Dichtungen, von derselben Muse inspirirt, seine Landsleute gegen die Franzosen, die „falschen, ehrenlosen“ anhegen.

Wohlberechtigt als Moment von etwas Höherem, gewann sich der einseitige Patriotismus eine zahlreiche Partei und einen weiten Boden im Volke. In Kunst und Wissenschaft hat er außer jenen Vaterlands- und Freiheits-Gesängen noch manches andere werthvolle Gewächs gezeugt. Vor Allem ist den Bestrebungen Grimm's und Lachmann's auf dem Gebiete altdeutscher Sprachforschung zu gedenken, der romantischen Dichterschule ferner, und der Philosophie Schelling's und der Schlegels. Die liebsten Reminiscenzen der patriotischen Schule, waren die Bärenfellzeit und das Mittelalter; die Neuzeit sollte wo möglich nach dem Muster jener reconstruirt werden. Wenn die höchste Blüthe einer poetischen Entwicklung das Drama ist, so hat die patriotische Poesie in Raupach's „Hohenstaufen“ ihren Abschluß erhalten; das Komische daran ist, daß Raupach unmittelbare Beziehungen den Hohenstaufen zu seinen Zeit-

genossen voraussetzt, während doch zweifellos der „Korse“ Napoleon eine lebendigere Gegenwart in dem Bewußtsein der Deutschen hat, als alle deutschen Kaiser zusammengenommen.

Hier lag der wunde Fleck des Patriotismus; hier lag es, daß er bei längerer Dauer lächerlich werden mußte; hierin lag auch die Nothwendigkeit und das Heilsame einer Opposition gegen denselben. In dem Fortschritt, den die Philosophie von Schelling zu Hegel machte, war die Opposition gegen die Tautomanie als nothwendiges Element enthalten. Hegel, der uns die Vernunft der Weltgeschichte verstehen lehrt, der dieselbe über die Bedeutung der Völker und Zeiten richten läßt, er hat es ausgesprochen, daß uns Homer und seine Welt näher und gegenwärtiger sei, als das Nibelungenlied und die Jahrhunderte der Völkerwanderung.

Die Muse Hegel's lebt auch in einer andern Poesie, — in der Julirevolution. Diese bedingte das Zurücktreten des Patriotismus vor dem Humanismus. In einer Hinsicht war dem patriotischen Streben Genüge geleistet: deutsche Gedanken lebten rings in Europa, deutsche Poesie und Wissenschaft wurden Muster für andere Völker, die deutsche Nationalität war anerkannt von allen Nationen. Man konnte stolz sein in dem Bewußtsein, einem Volke anzugehören, das für die Menschheit so viel gethan. Es galt nun, das zweite Moment des ethischen, des humanen Patriotismus zu erobern, das Bornirtnationale zum Reichthum des Allgemeinmenschlichen zu erweitern. Für diese Richtung fanden sich der Vorkämpfer Viele, ich nenne vor Allen Arnold Ruge. Sie hatten die Aufgabe, das deutsche Volk aus seiner Zurückgezogenheit in das Jenseits des Geistes, aus seiner Thatlosigkeit und Träumerei herauszureißen, sie zu Praktikern, zu Politikern, zu Gestaltern des Lebens und des Staates zu machen. Das konnten sie nur, indem sie die von der patriotischen Partei gehaßten Franzosen zum Muster aufstellten; und dies durften sie ohne Gefahr für das deutsche Nationalgefühl, denn dieses war erstarkt genug, und wurden sie in ihrem Streben, — wie dies energischen Parteimännern nicht anders möglich ist — einseitig, so diente als Gegengewicht die noch immer zahlreiche patriotische Partei.

Noch war der Keim zart, den die humane Partei in unser Volk gelegt hatte; er trieb Eintagsblüthen nur in den Blutrosen der Barrikaden des Jahres 1848, noch einmal verbluteten Tausende umsonst, noch einmal charakterisirten sich Deutsche durch den weltberühmten passiven Widerstand. Hecker's That war noch ein Anachronismus, der erst Wahrheit werden soll in späteren Tagen, und Robert Blum sank, das letzte Opferlamm, das einen deutschen Tod starb, nicht im Gefecht, sondern auf dem Richtplatz durch Henkershand.

Was ist des deutschen Vaterland? So werden sich die Leute fragen in dem neuen schönen Frühling, der da kommen muß und wird, und die Antwort wird donnernd rings erschallen: Das freie Deutschland soll es sein!

Gewerbefreiheit.

Was hat das mächtige Verlangen nach einer Gewerbe-Ordnung rege gemacht?

„Die Ueberfüllung von Arbeitskraft im staatlichen Bereiche der Gewerbefreiheit,“ die dadurch entstanden, daß Preußen nicht nur seine eigenen Landesfinder durch die Militärpflichtigkeit an die Scholle fesselt, sondern auch noch einem jeden Ausländer durch Erlangung des Bürgerrechts den freien Betrieb von Gewerben gestattet; wohingegen es preussischen Staatsbürgern unendlich theuer und kostspielig, ja sehr oft ganz unmöglich gemacht wird, in andern deutschen Staaten sich niederzulassen; und weil in letzteren auch für dort Einheimische die Erlangung des Bürger- und Meisterrechts mit für Viele unerschwinglichen Kosten verknüpft ist: so gehören wiederum die die preussische Gewerbefreiheit benutzenden Ausländer fast ausschließlich der ärmeren Klasse an, welche den größeren Theil des sich bei uns anhäufenden Handwerker-Proletariats liefern.

Zur Abhilfe dieses Uebels bedarf es aber nicht des Rückschritts zu einer beschränkenden Gewerbeordnung, die die freie Thätigkeit hemmt, sondern

eines einfachen aber streng durchgeführten „Reciprocitäts-Gesetzes.“ Ein Staat, welcher Ausländern bei Uebersiedelung Rechte und Freiheiten gewährt, welche Einheimischen bei Niederlassung in anderen Staaten verweigert werden, beeinträchtigt doppelt die Interessen seiner eigenen Bürger: 1) daß der Wirkungskreis der letzteren beschränkt ist und 2) daß an dessen Ausbeutung auch Ausländer Theil nehmen dürfen.

Doch muß die Ausführung dieser Reciprocitäts-Gesetze stets mit den eifrigsten Bemühungen der Regierung begleitet sein, die anderen deutschen Staaten zur Aufhebung der Zünfte zu veranlassen. Ein günstiger Erfolg steht in nicht zu ferner Aussicht, da diejenigen Handwerker, welche Preußen alsdann zurückweist, in ihrer Heimath bald selbst auf Abschaffung der Privilegien dringen werden.

Je größer das Reich der Gewerbefreiheit, desto leichter der Erwerb des Einzelnen; die Intelligenz — nicht an die kleine Scholle gefesselt — sucht und findet stets neue Quellen, und auch hierin besonders kann und muß die Regierung durch Verträge mit dem entfernteren Auslande behilflich sein.

Wo Arbeit vorhanden, ziehen sich fleißige Hände hin. — Die Freiheit: jeden Vortheil des Augenblicks benützen zu können, bringt oft reichen Gewinn, der durch unnütze Formalitäten nicht selten ganz verloren geht.

Wenn nun nicht die Gewerbefreiheit an sich, sondern Nebenumstände die augenblicklich vorhandenen gewerblichen Uebel verursacht, so darf man doch nicht mit dem Schlechten auch das Gute verwerfen; und wenn man verbessern will, muß man doch nur solche Mittel wählen, die wenigstens einen wahrscheinlichen Erfolg verheißen.

Daß nun von der neuen provisorischen oder überhaupt einer „Gewerbeordnung“ der Handwerkerstand eine mehr gesicherte Existenz wird zu erwarten haben, hat noch nicht mit Erfolg behauptet werden können (dieselbe würde immer nur auf Kosten der übrigen Staatsbürger erreicht werden können, und natürlich „Privilegium“ werden), vielmehr wird ein großer Theil desselben bei strenger Durchführung des Gesetzes seine Kraft und Thätigkeit gehemmt sehen. Keinenfalls würde dadurch die einmal vorhandene

Arbeitskraft beschäftigt werden, worauf doch hauptsächlich abgesehen werden sollte.

Wer hat wohl mehr Vortheil von der Gewerbefreiheit als der Handwerker selbst!? Er kann sich frei nach seinen Kräften und Fähigkeiten bewegen und das Bewußtsein: das, was er erreicht, keinem Privilegium, sondern nur sich selbst zu verdanken, treibt ihn unablässig seine Leistungen zu vermehren oder zu vervollkommen.

Unleugbar ist es zwar, daß Vereinigungen in den Gewerken in socialer Beziehung viel Gutes stiften können; nur muß man nicht auf die morschen Grundmauern des alten Innungswesens weiter bauen wollen. Räume man daher die alten Ueberreste hinweg und setze an deren Stelle ein neues Gebäude auf breitester Grundlage, so daß Keiner — von der beschränktesten bis zur liberalsten Ansicht — sich durch Statuten behindert sieht, darin Platz zu nehmen. Ein jedes Gewerk (oder mehrere zusammenpassende verbunden) bilde einen Verein, dessen Zweck „gemeinschaftliches Verathen über das Wohl, gemeinschaftliches Handeln zum Wohle desselben und dessen Mitglieder hauptsächlich sein soll;“ doch um das Was und Wie im Geschäftsbetriebe eines Jeden darf solcher Verein sich nicht kümmern, so lange der Erwerb ein ehrlicher ist; die Selbstständigkeit in der Wahl und der Veränderung der Beschäftigung, das Schaffen und Wirken des Einzelnen darf nicht wieder beschränkt und beaufsichtigt werden. „Ein betrübendes Zeichen unserer Zeit ist es, wenn gegen das allgemeine gerechte Dringen auf Abschaffung aller Vorrechte, ein Theil der Handwerker wiederum dergleichen für sich begehrt.“

Was sollen die bisher in so großer Anzahl bei verschiedenen Gewerken beschäftigten Arbeiter anfangen, wenn diese Quellen durch Mode oder politische Verhältnisse versiegen und der Betrieb Anderer durch das Gewerbegesetz ihnen nicht gestattet wird? Das Proletariat, welches man möglichst zu vermindern sucht, würde durch sie reichen Zuwachs bekommen.

So lange Beschäftigung der Arbeitskraft vorhanden, wird nie eine Unzufriedenheit in Masse sich zeigen, wenn aber diese Beschäftigung durch politische oder kommerzielle Konjunkturen stockt,

so muß der Staat den Abzug der Kraft nicht nur nicht hindern, sondern in Masse auf seine Kosten und unter seinem Schutz fördern.

Das geringste, aber auch das erste Recht, welches ein Staat seinen Bürgern gewähren muß, ist: „daß ein Jeder nach eigener freier Wahl einen ehrlichen Erwerb suchen darf.“

Dieses Recht darf durch keinen Zwang, durch kein hinderndes Gesetz beeinträchtigt werden. Privilegien für einen Theil des Volkes schaffen einen Staat im Staate. — Nicht die Gewerbetreibenden, sondern die Gewerbefreiheit ist krank, diese muß kurirt aber nicht vernichtet werden.

Darf man kleine Ströme nicht hemmen, ohne Verwüstung zu veranlassen, wie sollte man den mächtigen Strom der Gewerbefreiheit hemmen können!? Daß dieser so hoch angeschwollen, ist nur Beweis, daß sein Bett viel zu eng ist. Uebergang ganz Deutschland muß er seine Arme ausbreiten, dann wird er überall befruchtend wirken und die Gewerke werden wieder blühen. — Also keine hemmende Innung, sondern geschätzte Freiheit! Gewerbefreiheit übergang Deutschland!! sei das Lösungswort aller thätigen Handwerker. Schl. Ehr.

Vincenzo Gioberti.

(Schluß.)

Zu glauben, daß Italien, seit so vielen Jahrhunderten getheilt, im Frieden unter eines Einzelnen Herrschaft gelangen könnte, ist Wahnsinn — es auf gewaltsamem Wege erstreben wollen, ist Verbrechen und kann bloß solchen in den Sinn kommen, welche die Politik verderben, indem sie ihr die Moral hintanstellen, und die Heimath entehren, indem sie deren Interessen und Rechte von Milde und Gerechtigkeit trennen. Und welcher Art auch die Mittel sein mögen, die Sache wäre geradezu unmöglich durchzuführen — durchgeführt, wäre es unmöglich, ihr Bestand zu geben, denn die centrale Einheit, vom Factum, das ist von der

Geschichte bekämpft, steht mit dem Nationalgeist in Widerspruch, indem es nur ein vernünftiges Mittel giebt, den wahren Geist der Völker kennen zu lernen, nemlich ihre Geschichte.“ Wie diese Einheitstendenzen monarchischer Form, hat Gioberti auch immer die republikanischen Einheitstendenzen der Giovine Italia bekämpft, und es war nur strenge Consequenz, wenn er denselben neuerdings, so namentlich in der vielbesprochenen politischen Erklärung seiner ministeriellen Grundsätze vom 10. Februar, entschieden entgegentrat, wenn er bemerkte, jede bürgerliche Umwälzung habe einen festen Zielpunkt, über den sie nicht hinausgehen dürfe, nichts sei dauernd in menschlichen Dingen, wenn es nicht in der positiven Wahrheit der Zustände seine Begründung habe, die völlige Unificirung und Republikanisirung Italiens schließe eine Verletzung der Rechte aller Fürsten, eine Zerstörung der verschiedenen Regierungen in sich, und könne nur erreicht werden, indem man den althergebrachten Gewohnheiten der Völker unnatürlichen Zwang anthue, während die republikanische Idee keineswegs im Fortschritt, die Republik in der modernen Welt eine weit unvollkommenere Form sei als die constitutionelle Monarchie mit ihrer ungleich größern Einheit, Kraft, Gedeihen, Kredit, Sicherheit und Ruhe. Wenn einer von beiden Parteien, gebühre den Republikanern der Name von Retrograden. Alles das entwickelte Gioberti vor vier bis fünf Jahren im Primat: alles das bestätigte und bekräftigte er, als er Italiens Zustände in praktischem Wirken in allen ihren Einzelheiten kennen gelernt hatte.

Es ist schwer zu begreifen, wie man über Gioberti's praktische Politik, den Verwickelungen der römischen Frage gegenüber, sich wundern und argen Lärm erheben konnte, wenn man seine Idee vom Papstthume im Verhältniß zu dem modernen Italien, diesen eigentlichen Grundstein seines ganzen bürgerlich-politischen Gebäudes, wirklich in's Auge faßte. Gioberti mochte, was die Stellung des Papstthums seit den letzten Tagen des Novembers, den Bewohnern des Kirchenstaats oder richtiger den augenblicklichen Stimmführern gegenüber, betrifft, im Irrthume befangen sein, wie die römische Constituante durch das Organ des Fürsten von

Canino es ihm höhnisch vorwarf, indem sie sein von der Republik abmahnendes Schreiben zu ihrem Braunschweigmanifest machte; sein Gesichtspunkt war aber nur eine Consequenz eines Systems, welches, wenn es viel Utopistisches an sich trug, auch des Wahren, Schönen, Gefühlvollen, Verständigen viel in sich vereinte. Man darf vorerst nicht außer Acht lassen, daß der Papst des Primato kein Julius II. ist, nicht jener Papst, wie einer seiner staatskundigen Zeitgenossen, der Florentiner Francesco Vettori, seine weltliche Natur richtig auffassend, ihn schilderte: „mehr glücklich als besonnen, mehr muthig als stark, ehrgeizig und über das Maß nach Größe sich sehnd.“ Nicht Gioberti, sondern die Schreier von 1848 haben aus Pius IX. einen neuen Julius machen wollen. Man lese nur eine der vielen Stellen, in denen er über das Papstthum der modernen Civilisation sich ausspricht. „Die freiesten, die unabhängigsten Männer des Mittelalters, die den Schwachen hilfreichsten, den Starken schrecklichsten, die größten Wohlthäter Italiens, Europa's und des Menschengeschlechts waren die Päpste. Ihren heroischen Absichten fehlte nur eins, als bürgerlich-politische Häupter an der Spitze des italienischen Volks zu stehen, wie sie Fürsten Roms sind und religiöse Häupter der Welt. In dem Papstthum liegt das wahre Princip der italienischen Einheit; es ist ein eigenthümliches und nationales Princip, denn es schuf die Nation und wurzelt in ihr seit achtzehn Jahrhunderten; es ist concreter, lebendig, wesenhaft und nicht etwas Abstraktes und Chimärisches, sondern ein Institut, ein Orakel, eine Person; es ist ideal, indem es die größte Idee ausdrückt, welche es auf der Welt giebt; es ist wirksam im höchsten Grade, indem es durch den Cultus repräsentirt, durch das Gewissen gekräftigt, durch die Religion geheiligt, von den Fürsten verehrt, von den Völkern angebetet ist, und wie ein Baum dasteht, dessen Wurzel im Himmel ist, dessen Zweige sich über die ganze Erde ausbreiten; es ist beständig wie die Familie und das irdische Reich der Wahrheit, indem es deren göttlicher Schirm und gewissermaßen das Patriarchat des Menschengeschlechts ist; es ist seinem Wesen nach friedlich und im Bürgerthum begründet, weil ohne Waffe und mäch-

tig durch die bloße Autorität des Worts und des Rathes; es ist endlich in sich selber vollkommen geordnet, gegliedert und bestimmt, weil eine von Gott organisirte Macht und Mittelpunkt der wunderbarsten Gemeinschaft, die unter Menschen erdacht werden kann. Denn es ist ein großer Irrthum, den Papst zum Urheber von Streit und gewaltsamen Umwälzungen machen zu wollen, gleichsam als wäre ein solcher Mißbrauch der Macht an dem obersten Haupte des Priesterthums zu loben oder auch nur möglich. Des Papstes Wirksamkeit in weltlichen Dingen darf zu seinem geistlichen Charakter nicht in Widerspruch stehen; der Widerspruch würde da sein, erregte der allgemeine Vater der Gläubigen die Völker gegen die Fürsten. Nicht indem er die Unterthanen zu Rebellen gegen ihre Herrscher macht, kann der Papst Italien retten, sondern indem er Frieden und dauernde Eintracht zwischen den Fürsten und Völkern der Halbinsel fördert und ihre Bande unlösbar macht mittelst eines Bündnisses der verschiedenen italienischen Staaten, dessen Haupt und Lenker der Papst zu sein bestimmt ist. Daß der Papst das wirkliche politische Haupt Italiens ist und sein muß, ist eine durch die Natur der Dinge bewiesene, durch die Geschichte vieler Jahrhunderte bekräftigte, einst von unsern Völkern und Fürsten anerkannte Wahrheit, die nur dann in Zweifel gezogen ward, als fremder Einfluß den heimathlichen Quell vergiftete. Und um diesen Bund zu stiften, hat der Papst keine neue Gewalt zu erhalten oder sich anzumassen, sondern er braucht bloß ein altes Recht wiederzubeleben — ein Recht, welches verjährt, aber nicht vernichtet, welches seiner Natur nach unverlierbar und oft genug feierlich ausgeübt worden ist. Unendlich sind die Güter, welche Italien durch eine politische Conföderation unter dem Vorstiz des Papstes erlangen würde.“

Und der Mann, der dies ausgesprochen, der, um sein Thema zu beweisen, eines der merkwürdigsten Bücher der neueren italienischen Literatur geschrieben, sollte zum Umsturz der einzigen auf bisher unerschüttertem Boden basirten Herrschaft die Hand bieten, sollte mit denen fraternisiren, welche am 16. November das Geschütz gegen den Quirinal richteten, sollte den durch die

schlechtesten Elemente des Mazzinianismus über Toscana heraufbeschworenen Ruin sogar gutheißen und erforderlichenfalls ein piemontesisches Hilfsheer zur Republikanisirung Mittelitaliens marschiren lassen! Sie schreien jetzt, Gioberti sei durch Ministercitelkeit verführt, den Principien der Giovane Italia untreu geworden. Andere mögen urtheilen, ob, was er vor Jahren schrieb, diesen Principien gemäß ist. „Gelänge es auch, heißt es im Primat, mittelst Revolutionen der gegenwärtigen Theilung Italiens ein Ende zu machen, so würde man nicht nur nicht die gewünschte Einigung dadurch erstreben, sondern vielmehr neuen Unordnungen das Thor öffnen. Denn die politische Einheit kann ein Volk nicht glücklich machen, wenn sie, statt ruhig und fest, stürmisch und schwankend ist. Das Princip der öffentlichen Ruhe und Sicherheit ist die souveräne Gewalt, welches auch immer ihre Form sein mag; denn ohne Souveränität giebt es keine Ordnung, ohne Ordnung giebt es keinen Frieden, keine Sicherheit, keine bürgerliche Freiheit, noch sonstiges Lebensgut. Die souveräne Gewalt stützt sich theils auf moralische Kraft, nemlich auf das Recht, theils auf materielle, nemlich das Heer. Die moralische Kraft der Souveränität geht übrigens mit ihrer Unverletzbarkeit Hand in Hand. Die Systeme der italienischen Unitarier sind durch und durch falsch, denn sie entspringen nicht aus einer vaterländischen Idee, sie stimmen nicht zu den speciellen Bedürfnissen Italiens, sie haben keine nationale Grundlage und sind bloße Lustschlösser oder Produkte der Nachahmungssucht fremder Beispiele. Wenn es in der Politik irgend ein Gewisses giebt, so ist es der Satz, daß politische Umwandlungen bei einem Volke nicht Dauer noch Lebenskraft haben, wenn sie nicht ein eigenthümliches Erzeugniß und das nothwendige Resultat seiner wirklichen Zustände sind. Mögen die Staatsmänner sich enttäuschen, wie Dichter und Künstler; nichts ist groß im Reiche der Natur und der Kunst, wenn es nicht freiwillig entsteht, nichts faßt Wurzel und gedeiht, wenn nicht die Umstände seinem Wesen entsprechen; sflavische Nachahmungen sind um nichts glücklicher in der Politik als in der Literatur und den bildenden Künsten. Jedes Volk ist ein Geschöpf Gottes, welches vom Ursprung

an in seinem Busen die eigene Zukunft trägt, die von der aller andern Völker verschieden ist, weil die bildende Natur in ihrem unermesslichen Reichthum nie kopirt noch wiederholt. Will eine Nation diesem Gesetz zuwiderhandeln, so erleidet sie dieselbe Strafe, wie das Individuum, welches seinen Beruf fälscht; sie wird unfruchtbar oder genießt nur scheinbarer und hinfälliger Fruchtbarkeit.“ Ich sehe nicht, worin der Unterschied zwischen dieser klar und verständlich ausgesprochenen Ansicht besteht und den schönen, verständigen und wirksamen Briefen, welche Gioberti von Paris aus gleich nach der Februarrevolution an seine Landsleute schrieb, vor einer unbesonnenen Nachahmung des französischen Treibens warnend; zwischen den Worten endlich, welche die Turiner Deputirtenkammer am 10. Februar aus dem Munde des Ministerpräsidenten vernahm, als dieser die Gründe entwickelte, weshalb die piemontesische Regierung der italienischen Constituante ihre Beistimmung versagte, der Constituante, welche so eben den Großherzog von Toscana in's Exil getrieben, oder, wie die Radikalen es ihrer würdig ausdrückten, „Toscana aus den Fängen eines österreichischen Heuchlers gerettet“, daneben die Kluft zwischen dem Papste und seinen Unterthanen um vieles erweitert hatte: „Die Republik würde in dem seit Jahrhunderten getheilten und geknechteten Italien die Spaltungen mehren, statt sie zu mindern, sie würde ein Apparat der Tyrannei, ein Herd der Zwietracht, eine Ausfaat der Schwäche sein. Mit der absoluten Einheit und Republik weisen wir indeß nicht auch die vernünftigen Ideen zurück, deren man sich oft bedient hat, um jenen bei der Menge Eingang zu verschaffen, welche freiere Unterschiede aufzufassen unfähig ist. Scheint die Einheit Italiens uns eine Chimäre, so dünkt die Union uns sehr möglich; halten wir die Republik für einen Traum, so glauben wir, daß die Fürstengewalt sich ebenso wenig zu halten vermag, wenn der Geist des Volkes nicht in dieselbe eindringt.“ Dadurch erklärte Gioberti das Programm seines Ministeriums, welches die Demokratie mit der Forderung und Förderung der föderativen Constituante vereinigte — ein Programm, welches allerdings, wie des Mannes ganzes Verhalten als Kammerpräsident

und Oppositionsmitglied, von einschmeichelnden Sophismen nicht frei war, welche die einzige Entschuldigung, nicht etwa Rechtfertigung der neuesten gegen ihn gerichteten Angriffe und somit die eigene Strafe in sich tragen. In jener Zeit, wie während der im piemontesischen Verschmelzungsinteresse unternommenen italienischen Rundreise, welche ihm damals in Toscana den Spornnamen eines Commis-voyageur König Carlo Alberto's zuzog, hat Gioberti an sich selber die Wahrheit der Worte erprobt, die er in seinem Buche über den Primat aussprach: „Wie selten ist's, daß auch bevorzugte Geister und Charaktere nicht irgendwie dem Einfluß des großen Haufens und der Zaubergewalt der Zeiten nachgeben!“

Darin liegt die Erklärung von Gioberti's Irrthümern während der letzten Monate, Irrthümer, die in der Wirklichkeit ganz anderer Natur waren, als die, welche seine Gegner ihm vorwerfen, wie ich denn überhaupt weit entfernt bin, seine und seiner Kollegen Politik dem Heere gegenüber, wie gegenüber der Kammer, oder die fabelhaften Vorgänge in Genua, wo das Gouvernement nur allmählig zur Vernunft zu kommen schien, oder sein Verhalten in der österreichischen Frage zu loben, ja auch nur seinem eigenen Grundsätze in Betreff des Zeitgemäßen und des Ausführbaren für entsprechend zu halten. Ueber sein Verfahren in der toscanischen Interventionsfrage will ich nicht urtheilen: die einfachste Erklärung und zugleich Rechtfertigung nicht der schwerlich constitutionellen Art und Weise, sondern des Princip's, scheint in seiner letzten Erklärung zu liegen, einer ruhigen Antwort auf viele Schmähreden. Unter den vielen, welche die italienische Umwälzung in Jahresfrist gestürzt hat, ist Gioberti immer noch einer von denen, welche sich zu trösten den meisten Grund haben. Sein wahrer Ruhm hätte durch praktische staatsmännische Thätigkeit schwerlich gemehrt werden können, und wie die gegenwärtige Stimmung der piemontesischen Deputirtenkammer sich ausspricht, ist es vielleicht besser, daß durch sein Abtreten die Krisis beschleunigt wird. In Mittelitalien muß sein größter politischer Gegner, Mazzini, siegen, auf daß der Wahnsinn der republikanischen Utopien inmitten des allgemeinen Ruins jedem offenbar werde. Die Zukunft —

und keine ferne liegende Zukunft! — wird lehren, wessen Lehre die wahre ist, Guerrazzi's, welcher erklärt, daß Fürst und Freiheit nicht nebeneinander bestehen können, Mazzini's, welcher die Union als ein Zwitterwesen zurückweist, welches die Form der italienischen Idee stiehlt, während es ihren Sinn verfälscht, oder Balbo's, Capponi's und Gioberti's, welche die absolute Einheit einen inhaltleeren Traum, die Bestrebungen zu derselben zu gelangen ein verderbenschwangeres Treiben nennen, und in dem Föderalismus bei monarchisch-constitutionellen Formen das Mittel erblicken, Italien zu der für Land und Volk geeigneten, zu der möglichen Einheit zu führen.

Aus den Deutschen wird nie etwas.

Eine wahre Geschichte.

Aus den Deutschen wird nie etwas! sagte der alte Schiffs-Capitän Ollig Peterson, wenn er hinter dem zinnernen Krug mit Glühbier in der Hafenschenke zu Emden saß und die Rede auf die Politik kam.

Das hatte er viele Jahre lang gesagt, und Niemand hatte darauf gehört. Es kümmerte die Leute eben nicht viel, ob aus Deutschland etwas würde oder nicht.

Da kam das Jahr 1848 in's Land, und der Sturm ging bis an die Nordsee, und die schwarz-goldenen Flaggen flatterten auch im Hafen von Emden, Mast an Mast, und der alte Ollig Peterson ließ auf seinem Dreidecker seine Böller und Drehbassen lösen, daß es eine Lust anzuhören war.

Schießt, Jungen, schießt, daß es kracht! rief er seinen Matrosen zu — nur immer lustig gefeuert! Aber aus den Deutschen wird nie etwas.

Und weshalb nicht, Capitän? rief ein junger Schiffsmate aus, der die dreifarbigige Flagge oben an der Stange aufgebist hatte und nun mit geröthetem Kopfe sich erhob, nachdem er voll Eifer seine Kanone bis an die Mündung mit Berg vollgeklopft hatte.

Du bist ein dummer Junge und kennst die Welt nicht, antwortete der Capitän, aber ...

Der Schiffsmate streckte die glühende Lunde aus, und der Donner eines der kleinen Geschütze rollte weithin über den Dollart fort.

Aber ich, sagte der Capitän, hab' es selber erlebt, daß aus den Deutschen nichts wird, und wenn Ihr fertig seid, will ich Euch die Geschichte erzählen.

Erzählt, Ollig, riefen die Matrosen und setzten sich rings um ihn herum.

Das braune alte Bugspriet von Seemann, der die halbe Welt durchsegelt, nahm auf einem Gewinde von Tauen Platz, ließ sich von den Schiffsjungen seine Pfeife reichen und begann:

Ihr müßt wissen, Jungens, daß ich nicht immer auf vertheerten Bohlen herumgehumpelt bin.

Wir wissen das, Capitän. Ihr habt Euch auch unter den Landragen herumgetrieben und an den oberen Seen in Nordamerika Biber gejagt.

Nun wohl. Und so brauch' ich Euch nicht zu erzählen, wie es kam, daß ich einmal mit einem Paar unternehmender Burschen an den oberen Mississippi gelangte, in's Thal des Wisconsin hinein, was eine sehr schöne Gegend ist, und beinahe bis an den Tomahawk-See hinauf. Wie gesagt, ein schöneres, reicheres Land als die Ufer des Wisconsin, kann es gar nicht geben. Kein Wunder, daß man früh daran gedacht hat, hier Ansiedelungen zu gründen. So fanden wir uns denn auch eines schönen Abends am Fuße eines Prairienhügels, von dem aus sich an die Ufer des Flusses eine Menge zerstreuter Blockhäuser hinzogen, die einen sehr freundlichen Anblick darboten. Um jedes derselben lag ein wohlgebauter Garten, mit Obst- und Ahornbäumen besetzt und von Tamarinden-Hecken umgeben. Um die Weizen- und Maisfelder zogen sich gut gehaltene Zäune, das Vieh auf den Wiesen war reinlich und wohlgenährt — und Alles in Allem, es war ein ganz behaglicher Fleck Erde.

Ich wette, hier wohnen deutsche Ansiedler, rief einer meiner Begleiter, und wenn das ist, so wäre es just der rechte Ort für uns, um einige Tage zu rasten.

Eines der ersten Blockhäuser, welches sich durch seine Größe auszeichnete, sollte uns nicht lange

in Zweifel lassen. Ein großes Bret hing als Schild über der Thüre aus, und darauf war ein weißes Ungethüm gemalt, auf dem ein Individuum saß, dem man wenigstens zugestehen mußte, daß es Händ' und Füße hatte. Darunter stand geschrieben: Zum alten Fritz.

Der alte Fritz! riefen wir erfreut und kehrten ein. Der Hospes schien gute Kundschaft bei den Hinterwäldlern zu haben. Es waren mehre Duzend Männer in der Schenkstube versammelt, die eifrig über wichtige Angelegenheiten zu berathschlagen schienen. Als wir Platz gefaßt, umringten sie uns, fragten nach tausend Dingen und wollten wissen, wie es in der Welt und wie es in Deutschland aussähe; sie waren alle aus Deutschland, aus aller Herren Ländern hier zusammen gekommen; der Wirth war ein Preuße, ein anderer stammte aus Leipzig, der dritte war aus Baiern, der vierte aus der Pfalz, und immer so weiter. Als wir ihre Neugierde befriedigt hatten und uns über die Speisen und Getränke hermachten, welche die Frau des Wirthes aufgetragen, zogen sie sich in den Hintergrund zurück, wo sie lange zusammen flüsterten. Endlich trat der Wirth vor, und indem er sich uns höflich näherte, sagte er:

Liebe Herren, Ihr könntet uns einen absonderlich großen Gefallen thun; und da Ihr ja auch deutsche Brüder und so weit durch die Welt hierher verschlagen seid, so hoffen wir, daß Ihr uns Euren Rath und Eure guten Dienste nicht verweigern werdet.

So laßt einmal hören: was ist das denn, was Ihr von uns verlangt?

Ja, seht, hab jetzt der Pfälzer an, den die Andern zum Sprecher erkoren zu haben schienen; wir leben hier in Angst und Sorgen in der Colonie, und Streit und Hader haben wir auch beinahe Jahr aus, Jahr ein.

Nun ja, dafür seid Ihr deutsche Brüder; und Du, Oberländer, bist gewiß nicht der, welcher am wenigsten krafehlt!

Ihr müßt wissen, fuhr der Pfälzer fort, daß sechzig englische Meilen westlich von hier der rothe Pfeifenthon-Felsen liegt.

Was habt Ihr mit dem zu schaffen?

Wir nichts, aber die Indianer leider desto mehr. An diesem Felsen, sagen sie, stand der

große Geist, als er die indianischen Nationen zu sich berief; er brach ein Stück davon ab, machte eine mächtig große Pfeife daraus, die er über ihnen nach Osten, Süden, Westen und Norden rauchte, sagte ihnen, daß dieser Stein roth und ihr Fleisch sei, und sie aus ihm ihre Kalumeh nehmen sollten. Bei den letzten Zügen, erzählen die Wilden, verwandelte sich sein Kopf in eine große Tabakwolke und die ganze Oberfläche des Felsens war weithin geschmolzen und mit einem Glase überzogen; unten aber thaten sich zwei große feurige Oeffnungen auf; und daraus weißsagen noch heute die Geister Tho-mec-cos-tih und Thome-coste-won-dih, wenn die Priester und Medicin-Männer herantreten und ihnen Fragen vorlegen.

Das ist eine sehr wilde Geschichte!

Nun aber, erzählte der Pfälzer weiter, haben die Nothhäute beschlossen, daß sie alle Weißen vertilgen wollen, welche mit ihren Anstedelungen ihrem National-Heiligthum zu nahe gekommen sind; und da wir nicht wissen, wie weit sie den Kreis um ihren rothen Felsen ziehen, den kein fremder Fuß betreten darf, so leben wir in der fortwährenden Angst, daß sie uns überfallen und insgesammt zu ihrem großen Pfeifengeist senden.

Ei, so müßt Ihr Euch in den Stand setzen, sie zu empfangen. Ihr seid Euer eine tüchtige Zahl Männer. Ihr müßt Euch ein kleines Fort machen, in dem Ihr im Nothfall eine Zuflucht findet; geht nach den Mississipi-Forts und kauft Pulver, Blei und einige Schiffskanonen ein; die werden Euch Wunder thun wieder die Sioux.

Ja, das ist auch unser Gedanke. Wir müßten Jemanden auswählen, der nach Fort Armstrong ginge und die Einkäufe machte, der uns in den Waffen übte, der ein Fort in unserer Colonie anlegte. Aber dazu müßten wir uns unter uns einigen.

Nun, so einigt Euch!

Ja, es thäte freilich noth, versetzte der Pfälzer mit einem Seufzer. Aber die Furcht vor den Wilden ist es nicht allein, was uns das Leben sauer macht. Wir haben auch noch allerlei Streitigkeiten unter uns; da der Sachse beschwert sich, daß die Kuh des Strelizers in seine junge Zucker-Ahorn-Pflanzung gebrochen ist, und will Schadenersatz, aber der Strelizer behauptet, der Sachse

habe ihm Geld abgeborgt und will nichts hören; der Oldenburger liegt sich mit seinem Schwiegersohn wegen der Aussteuer in den Haaren, und der Müller hat neulich seinem Nachbar gedroht, er würde ihm das Haus anzünden, weil er ihm das Wasser abgegraben habe.

Habt Ihr denn Niemanden, der Euer Vorsteher, Euer Richter ist?

Nein, fehlt, da fehlt es. Wir müßten eine Obrigkeit, ein Oberhaupt haben, das Ruhe hielte und die gemeinsamen Angelegenheiten in die Hand nähme. Aber dazu müßten wir uns einigen.

Nun, so einigt Euch!

Ja, es thäte freilich noth! seufzten sie alle einstimmig.

Wir meinen nun, hub der Pfälzer wieder an, daß Ihr als unparteiische Leute uns dazu beistehen und unterstützen könntet.

Ist das denn so schwer? Ich meine, es käme zuerst darauf an, ob einer unter Euch ist, der gedient hat?

Ja, der dort, der Preuße, der ist Feldwebel gewesen, weiß mit den Waffen wohl umzugehen und ist ein erfahrener Mann.

Ich bin bei Waterloo mit dabei gewesen, sagte stolz der Wirth.

Ja, das ist er! bekräftigten die Andern.

Und habt Ihr sonst Vertrauen zu ihm, ist er ein geschickter Mann, hat er guten Mutterwitz und weiß sich zu rühren?

Ja, das hat er, das ist er! rief es von allen Seiten.

Nun, so macht ihn zum Hauptmann und Richter; und wenn Ihr zufrieden mit ihm seid, so laßt ihn meinethalb zum General avanciren.

Ne, das geht nich — der Preis is uns zu pfißig! rief jetzt eine Stimme.

Er isch halt gar zu hoffertig! gurgelte eine schwäbische Kehle.

Er hat ja nit amol a Gloab'n: er is nit katholisch! sagte der Baier.

Aber in des Teufels Namen, Ihr Vinsel, wenn ihr ihn nicht wollt, so nehmt einen Andern. Nehmt den Baier.

Der hat ja nicht gedient!

So nehmt den Hannoveraner da!

Den? — den mögen wir nicht! der ist nicht stark und rüstig genug.

Und so ging es weiter — wen wir sonst noch vorschlugen, den wollten sie nicht, und bei manchem erhoben sie gar ein lautes Gelächter. Da wir ihnen aber eifrig zuredeten, und sie sich vor uns zu schämen anfingen, so schien sich die Wage auf die Seite des Preußen zu neigen, der auch weitaus der passendste Mann zum Vorsteher war. Plötzlich aber drängte sich der Baier vor und sagte: Es ist doch Alles nichts; der Herr von Schmerl muß halt dabei sein, sonst hab' ich keine Freud' an der Sache; der Desterreicher hat die meisten Aeres in der Anstiedelung, er hat das meiste Gesinde, und wenn der nicht mitthut, so ist's Alles nichts.

Nun, weshalb sollte er denn nicht mitthun wollen?

Ja, er will nun einmal nicht, lautete die Antwort.

Si, wenn er nicht will, so laßt ihn laufen!

Der Schwabe schüttelte den Kopf. Er ist der Reichste unter uns, und er hat auch gedient, so gut wie der Preuß.

Es ist wahr, fiel der Hannoveraner ein, er muß an die Spitze; er ist der Bornehmste, er ist ein Adelliger!

Mit erbitztem Gesicht sprang jetzt der Preuße auf einen Stuhl. Der hellste Zorn flammte in seinen Zügen. Liebe deutsche Brüder! rief er aus, thut mir den Gefallen und glaubt ja nicht, daß ich ein besonderes Gelüste trüge, das Commando über Euch unverträgliche Narren zu bekommen — ich würde nichts als Schaden, Zeitverlust und den hellen Merger davon haben. Aber daß Ihr unsere ganze Anstiedelung zu Grunde gehen lassen wollt, weil Ihr Euch in den Kopf gesetzt habt, der Desterreicher müsse dabei sein, das macht mir die Galle überlaufen. Was wollt Ihr mit dem Desterreicher? Sind nicht zwei von Euch hingegangen und haben ihn wie ehrliche Leute gefragt, ob er sich mit uns einigen wolle oder nicht? Und hat er sie nicht statt der Antwort zur Thüre hinaus geschmissen? Ist denn das nicht deutlich genug? Wollt Ihr denn durchaus erst Fußritte von ihm haben?

Ja — rief hier der Baier — 's war halt

damals sein Weib dabei; sein Weib hat ihn verhezt gehabt, die ist ein böses Stück! sie ist aus Böhmen daheim!

Der Preuß will den Desterreicher hinausschwätzen, flüsterte der Schwabe; er will an die Spitze, und wenn wir ihm Geld geben, im Fort Armstrong Waffen zu kaufen, so betrügt er uns! Er ist gar so verschmigt!

Der Desterreicher hat mir auch unter der Hand zu verstehen gegeben, sagte der Hannoveraner, daß er gar nicht so abgeneigt sei, wenn man ihn recht bäte, sich auf ein ordentliches Gemeinwesen mit uns einzulassen.

Es war mit den guten Leuten eben nichts zu machen. Wir, die Trapper, schlugen ihnen deshalb vor, ehe etwas beschlossen würde, wollten wir den Desterreicher auffuchen, um zu sehen, ob sich mit ihm zu vereinbaren sei. Das eben wünschten sie. Sie schüttelten uns die Hände und kehrten nach und nach in ihre Blockhäuser zurück, während wir endlich auch unsere Büffelhäute ausbreiteten und uns zur Ruhe legten.

Am anderen Tage in der Frühe machte ich — denn meine beiden ermüdeten Reisegefährten hatten mir die Sache zugeschoben — mich auf den Weg. Der Preuße ging eine Strecke mit mir und zeigte mir von einem Hügel herab das Gehöft des Desterreichers. Es war freilich stattlich anzuschauen; die angebauten Felder erstreckten sich weit hin, und eine unabsehbare Terrainfläche, die noch des urbarmachenden Pfluges harnte, war außerdem durch Umzäunungen als Eigenthum des Anstiedlers abgegränzt. Ein großer Wiesengrund diente Schaaren von ungebändigten Pferden zum Tummelplaz. An der einen Seite dieses Weidengrundes, den Fluß entlang, zog sich ein Gehölz von dichtem Stamm- und üppig wucherndem Unterholz; durch dieses Gehölz lief der Fußpfad, der mich zu der Gruppe von Häusern führte, die der Desterreicher mit seiner Familie und seinem Gesinde bewohnte.

Als ich einige Schritte weit unter den Eschen- und Platanenwipfeln gemacht hatte, hörte ich ein Rascheln in den Zweigen neben mir: ich schritt rasch darauf zu in das Gehölz hinein, und plötzlich hob sich vor mir ein rother Sioux-Indianer vom Boden auf, grinste mich frech und höhnisch

mit seinem scheußlichen Gebiß an und verschwand im Gebüsch. Ich machte ihm erschrocken ein Kreuz nach, denn es ist keine Freude, wenn man ganz allein und unbewaffnet ist, solch' einem Waldgänger zu begegnen. Aber was mir noch auffallender war, als die Erscheinung des Wilden so nahe den Ansiedlungen — ich sah bald darauf aus derselben Gegend, wo der Indianer verschwunden, einen wohlgenährten, stattlichen Mann herkommen und einige hundert Schritte vor mir in denselben Fußpfad einlenken, den auch ich daher wanderte. Ich hatte ihn bald eingeholt. Es war ein großer Mann, von festem Baue. Er hatte eine lange Nase, einen breiten Mund und in den Augen etwas verflucht verschmigt. Er blieb stehen und fragte mich: Woher des Weges, guter Freund?

Mit Verlaub, sagte ich, seid Ihr der Herr von Schmerl?

Ja, der bin ich.

So hab ich mit Euch ein Wort zu reden. Eure Landsleute schicken mich zu Euch, die andern Deutschen in der Siedlung.

So! Und was wollen sie von mir?

Es kann Euch nicht unbekannt sein, wie daß sie darauf ausgehen, ein ordentliches Gemeinwesen unter sich aufzurichten und...

Setzt Euch hier auf diesen Baumstamm, Trapper, unterbrach mich der Desterreicher; ich will Euch unverhohlen meine Meinung über die Sache sagen. Wir sind alle deutsche Brüder, und es ist gewiß zeitig, daß eine Ordnung unter uns kommt und wir einander beistehen. Freilich, was mich betrifft, so hab ich's nicht nöthig, mich viel um die Andern zu kümmern. Ich bin mit meinen Söhnen, Schwiegersöhnen und meinen Knechten allein Manns genug, den Wilden das Weiße im Auge zu zeigen. Aber ich bin gar nicht so abgeneigt, der Landmannschaft wegen mitzuthun und mich von den Andern zum Vorsteher wählen zu lassen. Wenn ich aber einmal Vorsteher bin, so will ich auch, daß die Andern mir gehorchen und auf's Wort thun, was ich befehle. Ihre Widerreden dulde ich dann nicht; auf eine Wirthschaft, wobei Jeder dreinreden darf, lasse ich mich nicht ein. Nun sind sie aber ein rebellisches, unbotmäßiges Volk, und deshalb werdet Ihr be-

greiflich finden, daß ich mich nicht so sehr beeile, mich mit ihnen einzulassen. Auch muß ich Euch sagen, daß meine Frau nichts von der Sache wissen will, und daß ich über die Geschichte mit meinen beiden Schwiegersöhnen in Hader gekommen bin, die laut dawider schreien, weil, wie sie behaupten, ich meine eigenen Angelegenheiten vernachlässigen müßte, wollte ich mich mit den Angelegenheiten der Anderen befassen. Und daran haben sie freilich auch Recht.

Wenn Eure Geschäfte Euch nicht erlauben, das Vorsteheramt anzunehmen, so tretet einfach in die Gemeinde ein und laßt einen Anderen zum Vorsteher wählen!

Den Preußen etwa? Nein, guter Mann, sagte der Herr von Schmerl und hob sehr stolz die Nasal-Regionen seines Antlitzes in die Höhe, das geht nicht an: wir haben denn doch Verpflichtungen gegen unsere Geburt und unseren Stand und können uns nicht einem Anderen unterwerfen!

Hört einmal, Landsmann, sagte ich, da mich das Ding zu verdrießen anfing: die Sache drängt: die Nothhäute können jeden Tag einen Ueberfall ausführen, und die Gemeinde ist waffen- und schutzlos. Es muß zum Werk geschritten werden. Deshalb entschließt Euch und gebt mir eine bestimmte Antwort.

Das will ich thun, guter Trapper: ich will Euch eine bestimmte Antwort für sie geben. Sagt ihnen, sie sollten nur noch ein Bißchen warten, bis ich mich einigermaßen mit meiner Frau und meinen Schwiegersöhnen geeinigt hätte. Dann würde ich erklären, ob ich ihr Bogt werden und die Gemeinde mit allen meinen reichen Kräften unterstützen könne oder nicht!

Dank Euch, Herr von Schmerl, für die unverblümte Antwort. Jetzt wissen Eure Landsleute doch, wie sie mit Euch daran sind. Ich will heimgehen und es ihnen zu wissen thun, welche gute Absichten Ihr habt.

Ich ging zurück. In der Schenke zum alten Fritz waren meine deutschen Hinterwälder zahlreich versammelt. Mit neugieriger Spannung empfingen sie mich.

Liebe Landsleute, sagt' ich, indem ich mich auf einen Stuhl stellte, um besser verstanden zu werden — es freut mich, daß ich Euch klaren Wein

einschenken kann. Euer Desterreicher, der vortreffliche Herr von Schmerl, ist ein Fuchs, der Euch bei der Nase herum führt, und wenn er nicht mit Euren Feinden, den süßen Sioux, unter Einer Decke spielt, dann will ich gehängt werden. Er hat ganz und gar keine Lust daran, das Mitglied oder der Vorsteher eines tüchtigen freien Gemeinwesens zu werden: aber er speculirt darauf, Euch alle unter die Fuchtel zu nehmen und sich als Euren „Bogt“ aufzuwerfen. Darum — Ihr mögt mich in den Wisconsin werfen, wenn's gelogen ist — schwägt er Euch allerhand Dinge vor, damit nur ja Uneinigkeit unter Euch bleibe, bis der Sioux, dem er Euch verräth, plötzlich da ist und Ihr in der Noth alles thut, was er will, damit er Euch nur beisteht. Ich sage Euch, er ist ein tückischer Kerl, und darum laßt ihn laufen. Seht Euch vor, denn die Nothhäute sind näher, als Ihr glaubt.

Bravo! schriegen der Preuße und ein paar andere Stimmen, und ich stieg vom Stuhle herunter und freute mich, ihnen den Staar gestochen zu haben. Aber — weit gefehlt! Es brach ein wahrer Höllenlärm über meine Worte los: der Eine nannte mich einen Verleumder, der Andere schwor sich hoch und theuer, er wolle den Herrn von Schmerl zehntausend Mal lieber zum Bogt als den Preußen zum Vorsteher, der Dritte packte mich am Kragen und nannte mich einen Schuft, ich sei gar nicht bei dem Herrn von Schmerl gewesen, und der Wirth, der verfluchte Preuße, habe mich bestochen — kurz, ein Hexensabbath tobte in der Schenke zum alten Fritz, bis endlich der Preuße ein Scheit Holz aus dem Heerdfeuer nahm und in heller Wuth die ganze Sippenschaft seiner deutschen Brüder zum Hause hinaus prügelte.

Mich und meine Begleiter aber verdros die Thorheit und Unverträglichkeit unserer Landsleute in der Fremde auf's Außerste. Wir schnürten unwillig unsere Büffelhäute zusammen, warfen die Waidtaschen und unsere Rifles über die Schulter und ließen unmuthig die ganze Ansiedlung hinter uns. Wir begaben uns an den Michigan-See, an dem wir einige Wochen lang der Biberjagd oblagen. Einige Tage vor unserer Abreise aus jener Gegend, als wir eines Morgens am Ufer des Gewässers nach unseren Fallen ausgingen,

stießen uns zwei Männer auf, die im trübsteigsten Aufzuge daher kamen. Ihre Kleider waren zer-rissen, ihre Füße wund und blutig, Noth und Kummerniß sahen aus jedem ihrer Züge heraus; und kaum erkannten wir sie, als sie vor uns stan-den, als Ansiedler wieder, die wir in der Volks-versammlung der deutschen Colonie gesehen hatten. Sie sprachen uns um etwas Nahrung an — seit mehren Tagen waren sie gewandert, ohne eine ordentliche Speise über die Lippen zu bringen. Wir stärkten sie mit Brot und Wein, und dann erzählten sie uns das Schicksal der deutschen Co-lonie am Wisconsin. Die Sioux, sagten sie, ha-ben uns wirklich überfallen, ehe wir uns nur irgend geeinigt und gemeinsame, tüchtige Verthei-digungs-Anstalten hergestellt hatten; sie haben unsere Häuser niedergebrannt und unsere Felder verwüstet; viele von uns sind erschlagen und die übrigen in alle Welt auseinander gesprengt wor-den. Wir sind unglückselige Menschen, und möch-ten unser Glend dort in der Tiefe des See's begraben.

Und der Desterreicher, der Herr von Schmerl? fragten wir.

O, der hat den Verräther gespielt; er hat mit den Wilden einen Pact gemacht, so daß sie seine Pflanzungen für immer unberührt lassen werden, und dafür hat er ihnen versprochen, unter uns die Uneinigkeit zu nähren und still zu sitzen, wenn sie uns zu scalpiren kämen, der teuflische Schuft!

So? also jetzt ist er ein teuflischer Schuft? Jetzt ist der Desterreicher an Allem Schuld? O Ihr Wasserflaschen, Ihr Schwachköpfe Ihr! Recht ist Euch geschehen! Warum vertraut Ihr Euch nicht? Aber aus den Deutschen wird nie etwas!

Seht, Jungens, das ist die Geschichte, die ich selber von meinen Landsleuten erlebt habe, schloß der Capitän seine Erzählung, und darum sage ich und bleibe ich dabei: Aus den Deutschen wird nie etwas!

Mit Verlaub, Capitän, sagte der Steuermann, als Ollig Peterson geendet, Eure Geschichte ist gut genug, und ob sich die Sache wirklich so ver-halten hat, oder anders, das müßt Ihr am besten wissen. Aber das kann ich Euch sagen, wenn Ihr meint, die Ansiedler seien Esel gewesen, daß

sie nicht so mir nichts, dir nichts den Preußen zum Vorsteher gemacht, so seid Ihr ver-teufelt auf dem Holzwege. Der Preuße ist all sein Lebtag ein Schubbejack und windiger Kerl gewesen, den hätt' ich auch nicht mögen. Ich war einmal mit 'ner Bolle in der Ostsee, in Wolgast und Stettin und daherum: 's ist ein superfluges Volk, und der Genever taugt nichts in der Gegend, und seine ordentliche Leibzucht hat der Mensch da auch nicht. Wär' ein tüchtiger Frieße in der Siedlung ge-wesen, so wäre das Ding, Gott verdammt mich, nicht schief gegangen, dafür steh' ich Euch, Ollig!

Sie brauchten ja auch nicht just einen Vor-steher zu machen! rief der „schwere“ Matrose, in-dem er seinen Kau-Tabak rollte; sie hätten's unter sich umgehen lassen sollen, die Narren!

'ne Republik hätten sie machen sollen, sagte der „leichte“ Matrose, das ist das Beste! Es muß Einer nicht mehr zu sagen haben wollen, als der Andere.

Die, du Vinsel! hatten sie ja just, 'ne Repu-blik! fiel der Steuermann ein — und die ist ihnen ja gerade so verflucht schlecht bekommen.

Aber keine ordentliche rothe Republik! Vivat die rothe Republik schrie lachend der junge Schiffs-mate, der sich über den Köpfen der Gruppe auf dem Bugspriet-Reep schaukelte.

Dich soll ja das Donnerwetter verschlagen! fuhr hier der Capitän auf; herunter, Junge, ich will dir mit dem Tau-Ende die Republik so roth auf den Rücken schreiben, daß du dein Lebtag genug daran hast! Herunter, sag' ich!

Was wollt Ihr thun, Ollig Peterson? sagte der leichte Matrose, indem er sich vor den er-schrockenen Jungen stellte.

Ihn durchwackeln! sagte der Capitän.

Das werdet Ihr nicht thun! Dafür bin ich gut. Ich bin auch für die Republik.

Halt's Maul mit deiner Republik, oder ich schmeiß' dich über Bord! schrie der Steuermann; wir wollen ordentliche Leute auf dem Schiffe haben und keine Lumpe!

Schreißt du auch mit, du knarrige Ankerwinde, fuhr hier der schwere Matrose in die erhitzte Gruppe — wer die Hand an den Jan Stiens legt, der hat's mit mir zu thun — Freiheit ha-ben wir gekriegt, und was einem seine Meinung

ist, Gott verdamme mich, daß soll er auch sagen dürfen!

Wollt Ihr das Maul halten oder nicht? Ich will Einigkeit unter Euch bringen! schrie jetzt mit firsichrothem Gesichte der Capitän, indem er mit seinem Tau-Ende blindlings mitten in die Gruppe der zornigen Männer hinein drosch. 'nen Kaiser müssen wir haben, wenn was drauß werden soll, und Euch Schojers will ich die Republik ver-salzen!

Der schwere Matrose faßte, wüthend über einen Schlag, den er erhalten, den Capitän an der Brust und warf ihn zu Boden; der Steuermann und der Koch, der jetzt ebenfalls herbeistürzte, sprangen dem Capitän zu Hilfe, die republikanisch gesinnte Matrosen-Minorität drosch auf ihre Gegner los, und es entstand ein furchtbares Getümmel, bis die Equipage des nächsten Schiffes herbeigeeilt kam und die Wüthenden trennte.

Eine Stunde nachher kam auch der Hafen-Commissar an Bord und setzte ein langes Protokoll auf über eine mit schweren Verwundungen begleitete Schlägerei wegen politischer Meinungs-verschiedenheit, so vorgefallen am Bord des Dreideckers Germania, am Tage des Festes der neu-gegründeten deutschen Einheit, Sonntag den 6. August im Jahre des Heiles 1848.

E. S.

K o n t r a s t e.*

Von

Karl Rosenkranz.

In Zeiten, wie die unsrigen, hört man oft das Verlangen nach Trost aussprechen. Der plötzliche Untergang des so lange Bestandenen erfüllt die Gemüther mit Furcht. Daß für sie Unerwartete ist geschehen; was kann daher nicht noch weiter geschehen?

Was noch eine Woche zuvor als unerlaubt und ungesetzlich galt: es ist erlaubt, es ist Gesetz.

* Geschrieben den 12. Februar.

Was offiziell noch soeben als das sichere Verderben des Staates und der Kirche verabscheut wurde: es wird von den Ministern selbst als deren einzige Rettung gepriesen. Fürsten, heute noch starrsinnig und eifersüchtig auf ihre Oberhoheit, sind morgen schon vom Thron gestiegen. Schriftsteller, heute noch um die Fristung ihres Daseins kämpfend, Journalisten, die Zahl ihrer Abonnenten ängstlich übermessen, stehen morgen an der Spitze von Regierungen, wie Marrast in Paris, Schwarzer in Wien, Gioberti in Turin; beschließen Armeen, wie Kossuth; sitzen im Rath der Völker, wie Biedermann, Robert Blum, Karl Grün, Fröbel. Der Arbeiter, heute noch in der Fabrik vor dem contremaitre sich beugend, dehnt sich morgen im Pallast Luxembourg auf den Polstersesseln der Pairs mit gesetzgeberischer Selbstzuversicht.

Die Revolution hat Existenzen, zwischen denen eine Kluft zu liegen schien, einander plötzlich nahe gerückt. Sie hat das Unterste zu Oberst gekehrt. Armuth und Reichthum haben ihre Rollen vertauscht. Der Rentier verbirgt sich in ein bescheidenes Dunkel, während der Bettler, sich den Helden des politischen Dramas fühlend, mit emporgeworfenem Nacken an seinem zur Waffe gewordenen Knittel einherschreitet. Der grimme Tod endlich hat unversehens die Laufbahn vieler gekreuzt, und das Geschick zahlloser Familien verändert.

Solchem Wechsel der Dinge gegenüber kann es nicht auffallen, wenn Menschen nicht nur bis an die Grenze des Wahnsinns gekommen, sondern wirklich wahnsinnig geworden sind oder sich selbst gemordet haben, wie in Berlin nach der März-, in Wien nach der October-Revolution. Wer es auch sei, Jeder wird im Lauf des letzten Jahres traumartige Momente durchlebt haben, Momente von einer gewissen Unfaßlichkeit der Dinge, deren wirkliche Existenz, so reell sie war und so groß sie ihm sich aufdrängte, doch von ihm nur mit einem gewissen Zweifel in das Bewußtsein aufgenommen wurde. Wie manche ehemalige Bur-schenschafter werden sich staunend an die Stirn gegriffen haben, als sie die schwarz-roth-goldenen Farben, die sie lange heimlich auf der Brust getragen, um derentwillen sie als Studenten verfolgt, eingekerkert oder des Landes flüchtig geworden,

mit Einem Mal von den Zinnen der Stadtmauern, von den Portalen der Schlösser und Rathhäuser als mächtige Fahnen herabwehen, der Bürgerwehr als Banner voranziehen, ja von dem Helm der Soldaten und Gensdarmen als befohlene Kosarde herabwinken sehen? Welche Kontraste, wie Mieroslawski aus dem Gefängniß bei Noabit in den Triumphwagen geführt zu werden; wie Krakrügge vom Zuchthaus auf die Bank der National-Abgeordneten überzugehen; wie Louis Napoleon vom lächerlichen Avantürer zum ersten Würdenträger seiner Nation erhoben zu sein; wie Metternich und Guizot von der kleinen Allmacht ihres Ministerstuhls auf das Inselland zu flüchten, dessen politische Freiheit die heterogensten Fremdlinge aller Nationen zu beherbergen vermag!

Doch es ist nicht nöthig, diese Kontraste zu häufen. Sie sollten nur daran erinnern, welcher reicher Stoff vorhanden ist, uns in unserem Innersten zu prüfen, wie wir ohne den Stumpfsinn der Gleichgültigkeit, ohne den Uebermuth der einseitigen Aufregung, ohne den Kleinmuth der Niedergeschlagenheit, dem Rollen der Begebenheit gegenüber, weder zum Verächter noch zum Sklaven derselben werden, sondern mit wahrhafter Würde aushalten. Im Sturm der entfesselten Mächte, im wilden Durcheinander des Wechsels scheint unserer erhitzten Phantasie augenblicklich wohl das Weltall selber in Frage gestellt und wir sind darauf und daran, zu verzweifeln, indem wir seine Gesetzmäßigkeit bezweifeln. Allein in diesem Zweifel erinnern wir uns, daß die Gesetze der Welt, die ewigen, nie und nimmer zu wirken aufhören, und daß gerade die Anarchie, die alles geordnete Dasein momentan zu verschlingen droht, der that-

sächliche Beweis davon ist, daß gegen die Gesetze gesündigt worden. Aus dem Abgrund des Gefühls der Gottverlassenheit taucht mit diesen Gedanken das Vertrauen zur Existenz wieder empor. Die Gesetze, die unvergänglichen, die Alles bezwingenden, gottentspringenden Mächte herrschen im Großen, herrschen im Kleinen und verleugnen ihre widerstandlose Kraft auch nicht im chaotischen Tumult. Ihr Walten ist die Gerechtigkeit. Vieles können wir noch nicht fassen, weil seine Bedeutung uns noch verhüllt ist und das Geschehen eben der Zeit bedarf. Aber weiter hin wird der Zusammenhang sich aufklären und wir werden niederknien und anbeten müssen.

Jedes Geheimniß ist dazu da, offenbar zu werden. Wie leise die Verräther flüstern, der Gott hört sie doch! Wie viel Briefe sie verbrennen, es bleiben doch noch genug übrig, die rechte Kunde zu geben! Wie vorsichtig sie auch hinter verschlossenen Thüren Geschichte machen — die Diplomaten des monokratischen wie des ocklokratischen Absolutismus, es kommt endlich doch nur die nothwendige heraus. Rastlos arbeitet die Nemesis. Gerade das, was uns oft zuerst als unbegreiflicher Widerspruch erscheint, rechtfertigt sich im Lauf der Zeit ebenso sehr, als die Scheinharmonie sich widerlegt. Zeit aber gehört allerdings zur Geschichte und ihren Enthüllungen. Mit Recht unterscheiden wir das private und öffentliche Leben eines Menschen, sofern es sich um persönlichen Umgang und Geschäfte handelt; allein in der absoluten Geschichte existirt dieser Unterschied nicht; eine Tiefe des Zusammenhanges, die göttlicher Art ist.

Die Nothwendigkeit der Freiheit ist der Trost des Freien.

F e u i l l e t o n .

Annweiler. Der „Bote aus den Vogesen“ enthält folgenden Artikel: Kürzlich kam ein aus dem Canton Annweiler gebürtiger Handwerksbursche von der Wanderschaft zurück. In seinem Wanderbuch ist Folgendes zu lesen: „Inhaber dieses wurde wegen wiederholten Bettelns mit acht Tagen Gefängniß und sechs Ziemerhieben be-

straft. Schaffhausen, den . . . 1849. Das Polizeiamt.“ Für Diejenigen, welche es nicht wissen, bemerken wir, daß Schaffhausen weder in der Türkei noch in Rußland liegt, sondern in der freien Schweizerrepublik. Des Boten Stimme ist zu schwach, um bis nach Frankfurt oder München zu dringen. Er hofft aber, größere Blätter wer-

den die Sache aufgreifen und mit aller Entschiedenheit darauf dringen, daß Deutsche für die Zukunft vor der republikanischen Knute geschützt werden.

Belgrad. Die „Serbische Belgr. Zeitung“ theilt einen Paß mit, welcher einem mit Vorspann nach Szegedin geschleppten Serben gegeben wurde, der in deutscher Uebersetzung folgendermaßen lautet: „Reisepaß, kraft dessen die raizische Bestie von Jedermann mit dem ruhigsten Gewissen in die andere Welt geschickt werden kann, wozu auch alle Civil- und Militärbehörden amtlich aufgefordert werden. Szegedin, 11. Februar 1849. Paul Horvat m. p. Honved.“ Mit einem solchen Paße muß es sich sehr angenehm reisen lassen.

Berlin. Es ist bemerkenswerth, wie die Ereignisse des vorigen Jahres auf die Veränderungen in der Bevölkerung von Berlin influirten. In den vorhergehenden fünf Jahren fand eine jährliche Vermehrung der Bevölkerung zwischen 14—17,000 Menschen statt; dagegen zeigte das Jahr 1848 eine Verminderung von mehr als 3000 Personen. Diese Verminderung rührt wesentlich her von dem geänderten Verhältniß der Ein- und Abziehenden. 1847 betrug der Ueberschuß der Eingewanderten über die Ausgewanderten 11,000; dagegen waren 1848 5154 Personen mehr ausgewandert als eingewandert. — Auch auf die Zahl der Geburten blieb die sturmvolle Zeit nicht ohne Einfluß. Bis 1847 incl. war in den letzten Jahren immer ein Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen von 2500 bis 3000; 1848 sank dieser Ueberschuß auf 1935. Rechnet man den durchschnittlichen Zuwachs der Bevölkerung in Berlin etwa 15,000 jährlich, und bedenkt, daß 1848 eine Minderbevölkerung von 3000 eintrat, so giebt dies für 1848 ein Zurückschreiten der Bevölkerung um 18,000 Menschen. — Berlin hat also im Jahre 1848 die in demselben stattgefundenene Verminderung seiner Einwohner vorzüglich dem gehemmten Zufluß von Außen zuzuschreiben; nicht minder dem Umstande, daß viele wohlhabende Familien die Stadt für immer verlassen haben. — Im Allgemeinen hat Berlin eigenthümliche Verhältnisse in Bezug auf Alters- und Geschlechtsverhältnisse seiner Einwohner. Es hat eine stärkere männliche Bevölkerung, und zwar in den lebenskräftigsten Altersklassen, als im großen Durchschnitte des Staates, was in dem Zudrange Arbeit und Unterricht suchender junger Leute Erklärung findet. Es finden sich nemlich unter 100 Personen männlichen Geschlechts in dem Alter von 15—45 Jahren in Berlin 30,28, im Staate überhaupt 23,26; dagegen vom weiblichen Geschlecht 27,46 in Berlin, 23,92 im Staate überhaupt.

* * Wie groß die Furcht der Reaktions-Canaille vor bald erfolglicher Züchtigung, beweist Folgendes: Bei der alljährlichen Auktion derjenigen Sachen, welche als gestohlen zum Kriminalgerichtsdepositorium geliefert und nicht anerkannt, oder welche den bestrafte Personen abgenommen und unter Anrechnung auf die entstandenen Gerichtskosten verkauft werden, befinden sich stets Waffen aller Art. Mit Rücksicht auf die jetzigen Zeitverhältnisse hat nun der Mendant des Depositoriums beim Kriminalgerichts-Kollegium beantragt, den Verkauf dieser Waffen für dies Mal auszusetzen und soll dieser Antrag auch genehmigt worden sein.

* * Unter den Heirathsgesuchen befand sich kürzlich eines, in welchem als ausdrückliche Bedingung der Lebensgefährtin die Eigenschaft bezeichnet war, dieselbe müsse eine „conservative“ Wittve sein. — Conservativ sollten übrigens alle Frauen sein, d. h. sich gut conserviren.

* * In einem Heirathsgesuch wünscht ein thätiger Bürger, Anfangs der dreißiger Jahre, eine Frau mit einem Vermögen von 2000 Thaler. „Das Geld,“ heißt es ferner, „hat derselbe nicht für sein Geschäft nöthig, sondern er wünscht dasselbe nur aus Eitelkeit.“

* * Das Thal vor Andorra, Oper von Halevy, hat hier Fiasco gemacht. Hauptschuld trägt die wirklich widerliche Darstellung der Georgette durch Fr. Tuszek. Mit der Stimme ist diese Sängerin ganz fertig; sie treibt dafür ihre Unarten auf's Höchste. Wie wir hören, sieht Fr. Tuszek es endlich selbst ein, daß sie sich nicht mehr auf der Hofbühne halten kann, trotzdem sie ihre 15 Rthlr. Spielhonorar stets zu Freibillets verwendet. Sie will daher zwar in kein Kloster gehen, sich jedoch den tugendhaften Lebenswandel ihrer Schwester Albertine, verabschiedeten Madame Rott, zum Vorbild nehmen und Krankenpflegerin in Bethanien werden. W.

* * Der Tabackshändler Fährndrich zeigt an: „Kaisereigarren mit österreichischer Einlage und preußischem Deckblatt.“

Biel. In dem von J. P. Becker redigirten Blatt: „die Evolution“ liest man: „Die Dinge müssen mit ihrem Namen genannt werden und die Wahrheit muß an's Licht, mag sie freundlich oder schrecklich aussehen, mag sie die Friedensfarbe tragen oder das Roth des Kriegs. Seien wir daher offen und ehrlich, reißen wir den Schleier herab und sagen wir es mit nackten Worten heraus, was durch Handlungen und durch Drohungen, durch Blut und durch Qual, durch Kanonen und durch Galgen, durch Fürsten wie durch Blou-

fenmänner, durch Kroaten wie durch Demokraten alle Tage, nur unter falschen Titeln, gepredigt wird: das Hauptmittel der geschichtlichen Entwicklung ist der Mord. Er ist es bis jetzt, wird es aber hoffentlich nicht bleiben. Die Männer des Egoismus beginnen den Mord, die Männer der Ideen erwidern ihn. Beide mögen sich drehen und winden, wie sie wollen, dem Morden oder Gemordetwerden weichen sie nicht aus, und die ultima ratio von beiden besteht einfach darin, den Gegner aus der Welt zu schaffen... Unsere Gegner drängen uns mit mörderischer Gewalt die Lehre auf, daß es in unserer Zeit mehr als je auf die Kunst ankomme, Menschenleben zu zerstören. Ferdinand bombardirt Neapel, Radetzky mordet die Lombarden, Windisch-Grätz beschießt Wien, Jellachich läßt seine Kroaten in den Eingeweiden der Gemordeten wühlen, „Olim der Große“ hat alle seine Mörder auf dem Posten, der Czar steht im Hintergrunde, mit Hunderttausenden mordfertiger Gefellen. Sie alle tragen kein Bedenken, ganze Städte zerstören, ganze Länder ruiniren, die besten Menschen niederschließen, die Unschuldigen morden, Weiber schänden, Kinder spießen, kurz die ganze Bestialität und Barbarei der Vergangenheit wieder aufleben zu lassen, um — ein Paar Throne zu retten und die Menschenrechte fern zu halten. Und wir? Die Erfindungen pflegen mit der sonstigen Entwicklung Hand in Hand zu gehen. Unsere Gegner mit ihren massenhaften Zerstörungsmitteln werden Erfindungen hervorrufen, wodurch der Vortheil der Zerstörungskraft den Heeresmassen streitig gemacht wird. Der größte Wohlthäter der Menschheit wird sein, wer es weniger möglich machte, Tausende niederzustrecken. Wenn wir hören, daß mit Mordknechten beladene Eisenbahnzüge durch einen unter die Schienen gelegten Fingerhutvoll Knallsilber von der Bahn geworfen, daß unter den Pflastersteinen gefüllte, mit einem Hahn versehene Bombenkugeln angebracht werden, welche ganze Compagnien eindringender Barbaren beim Aufstreten niederreißen, daß vielleicht giftgefüllte, in der Luft zerplatzende Behälter Verderben auf ganze Regimenter niederregnen, daß unterirdische Kammern voll Knallsilber ganze Städte mit Hunderttausend Mordknechten in die Luft sprengen u. s. w., so werden wir darin nur Mittel zu erblicken haben, welche die massenhafte Barbarei der Reaktion der verzweifelnden Freiheitspartei zur Nothwehr aufgedrungen hat. Der mordenden Reaktion gegenüber ein Gewissen haben, heißt gewissenlos sein. Sie vernichten auf alle Weise, mit allen Mitteln, an allen Orten, das drängt sich uns als Pflicht, als Gerechtigkeit, als Humanität auf. Kossuth

war ein Mann von Energie, aber Kossuth hat zu wenig an Erfindungen gedacht, und Kossuth hat das Knallsilber übersehen. Muß man einen halben Welttheil in die Luft sprengen und ein Meer von Blut vergießen, um die Barbarenpartei zu ruiniren, so soll man kein Bedenken tragen. Der hat kein republikanisches Herz im Leibe, der nicht die Genugthuung, eine Million Barbaren unter die Erde zu bringen, freudig mit seinem Leben bezahlte. R. Heizen. — — Besser als freier Mann sterben, wie durch dieselben Mittel, welche die Nichtswürdigkeit der Despotie und der Jesuitismus zur eigenen Schmach und Schande benutzt, der Freiheit Siege ersechten. Nur mit edler Gesinnung kann man die wahre Freiheit, wenn auch durch Waffen, erkämpfen.

Chatillon. In Chatillon, in der Nähe von Bordeaux, erschien vor Kurzem ein großes Plakat an den Straßenecken, welches eine sehr gut gezeichnete Guillotine darstellte mit der Unterschrift: „National-Maschinenmesser.“

Ekernförde. Es dürfte bei Gelegenheit der Waffenthat bei Ekernförde nicht unangenehm sein, daran erinnert zu werden, was der Name Gefion bedeutet. Als Freia, die Göttin der Liebe in Odin's Götterhain, nach Dänemark kam, um ihren verlorenen Gemahl zu suchen, erhielt sie von dem sie anbetenden Volke den Beinamen Gefion, wodurch sie das wahrhafte Eigenthum Dänemarks wurde, denn Gefion war jene mächtige Afsin, der dieses Land sein Dasein verdankt. Ihr war große Weisheit verliehen und die Schicksale aller Lebenden lagen offen vor ihr. Ihr Gesolge war unermesslich, denn Alle, die als Jungfrauen starben, dienten ihr. Als sie auf einer ihrer zahlreichen Wanderungen begriffen war, hörte König Gylfe von Schweden sie singen, und ihr Gesang bezauberte ihn so, daß er ihr so viel Land versprach, als vier Stiere während eines Stmal's (24 Stunden) umpflügen könnten. Gefion verwandelte ihre vier in der Ehe mit einem Toten (Niesen) erzeugten Söhne in Stiere, die ein großes Stück Land umpflügten, welches Gefion aus Schweden forttrug und es, Fühnen gegenüber, in's Meer setzte. So entstand Seeland, während in Schweden von dem ausgerissenen Stück Land der Mälarsee zurückblieb. Gefion wohnte auf Seeland und heirathete Odin's Sohn, Skjold, aus welcher Ehe die dänischen Könige abstammen.

Hannover. Herzliches Einverständnis! Die Herren Stürve in Hannover und Stadion in Olmütz ziehen brüderlich denselben Strang. Böses Omen! Wenn sie nur nicht daran hängen bleiben! Das amtliche Organ des Herrn Stadion, die „Wiener Zeitung“, druckt mit Genugthuung

die leitenden Artikel der „Hannoverschen Zeitung“ ab. *Par nobile fratrum!* Eine interessante Hochzeit zwischen dem Königlich Hannover'schen und Kaiserlich Oelmüßigen Cabinetsgedanken, — Hannover und Niedersachsen in treuem Bunde.

Kassel. Die Pflanzung der Blumseiche wurde mit folgendem Spruch eingeleitet:

Steh' fest in diesem deutschen Grund,
Und thu' den spätern Enkeln kund
Den Namen deß, dem du geweiht,
Steh' kühn, wie er im Freiheitsstreit,
Im Kampf der Stürme ringsumher;
Wach' mit der Freiheit hoch und hehr!
Verdorren soll des Frevlers Hand,
Der schädigt deinen Wuchs und Stand.
So breche der Tyrannen Schwert,
Die Deutschlands heiligen Grund verheert.
Frei sei die Luft, die dich umweht!
Frei sei das Volk, das dich umsteht:
Frisk auf! und hebe stolz dein Haupt:
Der Sieg bleibt dem, der hofft und glaubt.

Das Dreinschlagen jedoch ist sicherer! —

Köln. Donnerstag den 12. April, zum Benefiz für Herrn F. W. Seebach: Die Reise nach Californien. Großes musikalisch-dramatisches Trauer-, Schauer-, Lust- und Thränen-spiel, für Musik-, Dramatik-, Trauer-, Schauer-, Lust- und Thränen-Liebende, in drei Stationen, arrangirt von F. W. Seebach. Nebst einer neuen Schluß-Decoration, das Innere der Goldgruben Californiens vorstellend, gemalt von Herrn Maler Lenz.

Leipzig. Im deutschen Buchhandel sind im Jahre 1847/1848 in 33 Staaten an 289 Orten 10,153 Schriften bei 1082 Verlegern erschienen, wovon unter andern 3000 bei 387 Verlegern an 108 Orten auf Preußen, 2275 bei 183 Verlegern an 20 Orten auf Sachsen, 1007 bei 80 Verlegern an 29 Orten auf Baiern, 662 bei 70 Verlegern an 14 Orten auf Württemberg, 654 bei 82 Verlegern an 22 Orten auf Oesterreich, 350 bei 38 Verlegern an 16 Orten auf die Schweiz kommen.

* * Unser Militär trägt an der Kopfbedeckung die Chiffre: F. A. R. Friedericus Augustus Rex; das wird hier mit: Für Allgemeine Republik! ausgelegt. Nichts als ein Ersparnißgedanke: die republikanische Armee kann ihre monarchische Chiffre beibehalten: mit den Schuhen, in denen wir die Monarchie zu Grabe getragen, tanzen wir auf der republikanischen Kindstaufe.

Lüneburg. Als der Schauspieler Schönemann in Lüneburg um's Jahr 1750 die Neuber'sche Truppe übernahm, in welcher sich unter

Andern die berühmten Schauspieler Ackermann, Eckhof und Schröder befanden, betrug die wöchentliche Gage 16 Thlr. 8 gGr. Ackermann, Friedrich und Frau Schröder bezogen die größten Gagen, wöchentlich 2 Thlr., die geringste war 1 Thlr. 8 gGr., gerade so viel erhielten die Schneidergehilfen, deren vier beschäftigt. Eckhof bekam 1 Thlr. 16 gGr., also wenig über 5 gGr. den Tag, während als Tagelohn für den Zettelträger und einen Zimmermann 6 gGr. notirt waren. Auch waren die Einnahmen in einem peinlichen Verhältnisse mit den Preisen nothwendiger Bedürfnisse; z. B. findet sich von Schönemann der Posten notirt: „Vor mich ein paar Schuh 1 Thlr. 4 gGr.“ Wenn der arme Eckhoff mit seinen 1 Thlr. 16 gGr. also dergleichen kaufen mußte, so blieben ihm gerade 12 gGr. von seiner Wochen-gage übrig. Schönemann's wöchentliche Haus-miethen betrug 2 Thlr., die Zettel kosteten für jede Vorstellung 20 gGr., die Beleuchtung des ganzen Theaters wurde mit 1 Thlr. für Talglichter bestritten, die „Musik“ vor einen Tag 1 Thlr. 8 gGr. — Mit diesem Ausgabeetat konnte vor hundert Jahren ein Theater eröffnet werden, und jetzt? Man denke die Honorare einer Gräfin, Lind u. s. w. — Und vor hundert Jahren, da J. S. Bach orgelte, war der Organistensold kärglich, die Kunst köstlich . . . jetzt aber, da meinen die Herren Virtuosen insgesammt — „ohne reichen Sündenlohn geht's halter nit“ und das muß wahr sein! So gut wie Bach spielen sie freilich nicht . . . aber für das Ueben des dummen seelenlosen Zeuges müssen sie freilich Schmerzgeld haben u. u. Und wie werden die jammervollen Komödianten bezahlt! —

New-York. New-York Herald veröffentlicht eine „Proklamation der Deutsch-Amerikaner an ihre deutschen Brüder im alten Vaterland.“ Es ist darin gesagt, daß, nachdem die Unterdrücker der Menschheit, die Kaiser, Könige, Fürsten von ihren Gottlosigkeit nicht ablassen wollten, nichts Anderes übrig bleibe, als sie auf welche Art immer gewaltsam aus der Welt zu schaffen. „Dafür,“ heißt es weiter, setzen wir Deutsch-Amerikaner und unsere Brüder folgende Preise aus: für die Ermordung des Kaisers von Oesterreich 30,000 Fl., für die Ermordung des Königs von Preußen 25,000 Fl., für die Ermordung jedes andern Königs, Fürsten oder Herzogs 15,000 Fl., für das Haupt des Henkersknechts Windischgrätz 10,000 Fl. Außerdem wird noch jeder freie Mann, der einen Regierenden oder den Fürsten Windischgrätz abthut, durch die Vorstellung angefeuert, daß ihm reichlich so viele Ehre und Achtung zu Theil werden würde, als dem Mörder Gessler's, Wilhelm Tell. Der Schluß lautet:

„Für die pünktliche Auszahlung der Preise, sobald der oder die Vollbringer der That in gehöriger Weise sich ausgewiesen haben, ihnen oder ihren Erben zu leisten, bürgen wir mit unserm Vermögen und unserer Ehre. Namens der Verbindung L. A. Wollenweber, korrespondirender Secretär. Nr. 277, North Thirdstreet zu Philadelphia, an welchen alle Zusendungen und Briefe (portofrei) gerichtet werden müssen.“ Der Korrespondent des „Morning Chronicle“ bemerkt hierzu, daß die Sache zu sehr einer sinnlosen Großsprecherei ähnlich sehe, um sie ernstlich zu nehmen; obnehin würde weder die Regierung noch das Volk Nordamerika's einen solchen Bund systematischer Mordmörder im Lande dulden, endlich wer werde denn das Geld zahlen? Bedauern muß man nur, daß erhitze und verworrene Köpfe wie Herr Wollenweber in Philadelphia durch solche Kindereien nicht dazu beitragen, praktischen Nationen, wie die englische und nordamerikanische sind, eine große Meinung von den Verstandeskräften des deutschen Volkes beizubringen. Solche faustdicke Gaskonaden sollte man den Meistern im Renommiren, den Irländern, überlassen.

Olmütz. So eben ist in der Buch- und Kunsthandlung des Hrn. Hölzel eine Gallerie illustrirter Steckbriefe, mit den Bildnissen des Rebellen Kossuth und Exdeputirten Kundlich eröffnet worden. Dieser Neuigkeit fügt der „Oesterreichische Correspondent“ die Anmerkung bei: „von der Gesinnungstüchtigkeit der Verlagsbandlung steht zu erwarten, daß dieses, für alle Polizei- und Criminal-Beamten so nützliche Werk fortgesetzt wird;“ wir sehen somit auch den Portraits der ebenfalls steckbrieflich verfolgten Herren Jüster, Goldmark, Violand &c. &c. entgegen.

Paris. Nachdem Hr. Meyerbeer, dieser Bassposaunist der Marktschreierei, das Unwesen des Lobhudeln's seiner neuesten Oper: der Prophet, in Gemeinschaft mit der großen Bande seiner bezahlten Trompeter und Aufschneider, Jahre lang getrieben, ist das Monstrum endlich zum Lampenlichte befördert worden. Herrn Meyerbeer genügten nicht die Pariser Claqueure; einen ganzen Bahnzug solcher Pfotenhauer hatte er sich noch aus Berlin herkommen lassen. Trotzdem und trotz Alledem hat der Prophet entschieden mißfallen. — A. W.

Rom. Die Inquisition ist aufgehoben. Die wenigen Dominikaner, welche für die schläfrige, durchaus unselbstständige Verwaltung derselben

jährlich 12,000 Scudi bezogen, sind nach dem Kloster S. Maria Sopra Minerva transportirt worden, ohne daß man ihnen auch nur Zeit gelassen hat, ihre eigene Baarschaft an sich zu nehmen. Zum Staatseigenthum ist auch die vaticianische Bibliothek erklärt worden, in welcher bisher die größten und seltensten Schätze der Wissenschaft der Verborgenheit und dem Staube anheim gegeben waren, und sie soll der Wissenschaft und ihren Dienern nutzbar und zugänglich gemacht werden. Die Verwaltung des Instituts, dem die Allirten im Jahre 1815 seine wichtigsten Schätze zurückerstattet haben, offenbar, um der Wissenschaft dadurch einen Dienst zu erweisen, nicht um sie auf's Neue unter dem Staube mönchischer Gesinnung begraben zu lassen, gehört zu dem himmelschreiendsten, wenn man bedenkt, daß systematisch alles geschieht, um die Benutzung dieser Schätze zu erschweren, und daß größere Freiheit nur abstru durch die Convenienz des Vorstands hat erlangt werden können. Jetzt soll alles liberal eröffnet werden. Die Zahl der Arbeitstage betrug kaum ein Drittheil des Jahres, und drei knappe Stunden lohnen häufig kaum den weiten Weg hin und zurück.

Weimar. In seinen Briefen an Körner giebt Schiller folgendes Gemälde des Herder'schen Familienlebens: „Von den Weimarer großen Geistern überhaupt kommen einem immer närrische Dinge zu Ohren. Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil beide stolz, beide heftig sind, so stoßt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst an einander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen beide abgesondert in ihren Stagen, und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt, mit den Worten: „Wer das gemacht hat, muß ein Gott sein, und auf den kann Niemand zürnen.“ — dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals, und die Fehde hat ein Ende. — Preiset Gott, daß ihr unsterblich seid!“

Wien. Eine Stelle aus einer Kundmachung des Wiener Gemeinderaths: „man weiß, daß trotz der wiederholten Aufforderungen zur Ablieferung von Waffen und Kriegsbedarf, noch eine Menge Pulver vorhanden ist, ohne daß selbes die Beruhigung hat, in ordentlichen Händen zu sein.“

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.